

Über den Roman

In einem Kasseler Hotel wird eine Studentin tot aufgefunden. Ohne den geringsten Hinweis auf den Täter tappt die Polizei jedoch völlig im Dunkeln.

Zur gleichen Zeit bekommt der frischgebackene Uni-Absolvent David Wächter eine Chance als Praktikant bei der Tageszeitung HNA. Zusammen mit seinem Mentor Klaus Borowski gerät er immer tiefer in den Strudel einer politischen Verschwörung, die bis in die höchsten Kreise reicht.

Wurde die junge Frau tatsächlich ermordet, um einen der größten Skandale in der Geschichte des Landes zu vertuschen?

Über den Autor

Daniel Wehnardt (Jahrgang 1984) schreibt zeitgeschichtliche und zeitgenössische Spannungsromane. Er lebt und arbeitet in Kassel. Seine bisherigen Veröffentlichungen:

„Verpressung“, 2016

„Die Brut der Wölfe“, 2018 (Prolibris Verlag)

„Zorn der Lämmer“, 2021 (Gmeiner Verlag)

Mehr unter: www.danielwehnardt.de

Daniel Wehnhardt

VERPRESSUNG

Roman

Impressum

2., überarbeitete Auflage, 2020

Texte: © Daniel Wehnhardt

Cover-Foto: © Max Streichardt

Druck: KDP Print

Mail: daniel-wehnhardt-autor@gmx.net

Web: www.danielwehnhardt.de

Facebook: facebook.com/DanielWehnhardt

Instagram: [instagram.com/danielwehnhardt/](https://www.instagram.com/danielwehnhardt/)

Alle Rechte vorbehalten. Eine Kopie oder anderweite Verwendung, auch auszugsweise, ist nur mit schriftlicher Genehmigung des Autors gestattet.

Dieses Buch ist ein Roman.
Handlungen und Personen sind fiktiv.
Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen
sind nicht gewollt und rein zufällig.

„Wo Politik ist oder Ökonomie, da ist keine Moral.“
(Friedrich von Schlegel)

PROLOG

Als er die Bilder sah, ahnte er, dass sie ihn für den Rest seines Lebens verfolgen würden.

Dabei hatte zunächst alles wie immer angefangen. Eine Viertelstunde lang hatte sich die junge Frau vor dem Fenster herumgetrieben, bis die Luft rein gewesen war. Dann betrat sie das Hotel und kam zu ihm an die Rezeption. Wieder trug sie ein Tuch um ihren Kopf gewickelt, sodass blonde Strähnen an der Seite herausguckten, und eine Sonnenbrille, obwohl es Nacht war. Deniz erinnerte sich aber vor allem an sie, weil sie für eine Frau verhältnismäßig groß war, und wegen ihrer unendlich langen Beine.

Wie jedes Mal wollte sie verhandeln. Doch Deniz ließ nicht mit sich reden. Zähneknirschend knallte sie ihm das Geld auf den Tresen: Hundert für das Zimmer, und noch mal fünfzig dafür, dass er sich an ihre Abmachung hielt.

»Wie immer«, sagte sie. Deniz wusste, was das hieß: Er würde einen falschen Namen in das Journal eintragen und keinen Blick auf den Mann werfen, der vor der Tür wartete, bis alles geregelt war. Aber vor allem würde er keine Fragen stellen. Er nahm das Geld, schob ihr den Schlüssel über den Tresen, und schon verschwand sie ohne ein weiteres Wort im Treppenhaus.

Deniz lächelte zufrieden. Er verließ die Rezeption und schlenderte durch den Frühstücksraum nach hinten in die Küche.

Heute Nacht würde also endlich wieder der Rubel für ihn rollen. Das wurde auch höchste Zeit, denn die Knete benötigte er dringend. Wenn er nicht bald seine Schulden bei seinem Vermieter beglich, würde der ihn zum Monatsende mit einem kräftigen Arschtritt auf die Straße befördern.

Deshalb war Deniz vor einem Vierteljahr auf die Idee gekommen, eine Funkkamera in dem Doppelzimmer zu installieren. Einen ordentlichen Batzen hatte er im Internet für sie hingeblickert,

aber diese Investition hatte sich mehr als ausgezahlt. Besonders die Videos mit dem Langbein waren der Renner unter seinen Käufern, und viele von ihnen warteten bereits sehnsüchtig auf Nachschub.

Nachdem Deniz sich ein paar Brote geschmiert und eine Cola aus dem Kühlschrank genommen hatte, ging er wieder zurück und verkroch sich in dem Raum hinter der Rezeption. Dort, wo er sich die Nächte meistens mit alten Actionfilmen, wie *Stirb Langsam*, *Mission Impossible* oder *Alarmstufe Rot*, um die Ohren schlug.

Er stellte alles auf dem Schreibtisch ab und holte sein Tablet aus der Tasche. Auf ihm konnte er mitverfolgen, was die Kamera gerade aufzeichnete. Das hatte ihm schon so manche Schicht verkürzt. Inzwischen war auch genug Zeit vergangen, und so rechnete er damit, dass es oben bereits ans Eingemachte ging. Er schaltete das Gerät ein, startete das Aufnahmeprogramm und nahm sich etwas von seinem Teller.

Als Deniz die Übertragung auf dem Display sah, blieb ihm das Brot im Hals stecken. Er wollte schreien, aber aus seinem Mund drang nur ein leises Röcheln. Als ob er sich an einem glühend heißen Gegenstand verbrannt hätte, ließ er das Tablet zu Boden fallen.

Im echten Leben hatte er so etwas noch nie gesehen.

TEIL EINS

Das Herz schlägt links

David stand vor der Geschäftsstelle der HNA und blinzelte in die Sonne.

Seit Wochen hatte er sich nun schon erfolglos bei der Tageszeitung beworben. Mehr als ein Dutzend E-Mails von der Sekretärin des Chefredakteurs, die immer gleich geklungen hatten, war bisher jedoch nicht dabei herausgesprungen: Herr Decker sei sehr beschäftigt und habe keine Zeit für ein Gespräch. Doch damit wollte David sich nicht abspeisen lassen.

Er betrat das Gebäude durch den Haupteingang. Der Mann an der Pforte nahm den Blick nur widerwillig von seiner Autozeitschrift und schickte David in den dritten Stock, wo sich die Lokalredaktion befand.

Als hätte er auf einer Fernbedienung den falschen Knopf gedrückt, löste sich das Begrüßungslächeln der Sekretärin schlagartig in Luft auf, nachdem er ihr seinen Namen genannt hatte. Sie rollte mit den Augen, zupfte ihr Sommerkleid zurecht und führte ihn durchs Treppenhaus eine Etage höher. Dort klopfte sie an die Bürotür des Chefredakteurs, sprach kurz mit ihrem Vorgesetzten und ließ dann die beiden Männer allein.

»Eines muss ich Ihnen ja lassen, Herr Wächter...« Ulrich Decker saß an seinem Schreibtisch und hatte die Hände hinter den Kopf gelegt. »Sie sind echt mal einer von der hartnäckigen Sorte. Sooft ruft nicht mal meine Frau bei mir an.« Er zeigte auf zwei freie Stühle. »Die Kollegen haben schon gedacht, ich hätte 'ne Affäre.«

»Nun, irgendwie muss man ja auf sich aufmerksam machen«, konterte David.

Zum ersten Mal hatte er den Chefredakteur vor ein paar Monaten auf einer Podiumsdiskussion an der Uni gesehen. Seitdem wusste er, dass Decker immer ein lockerer Spruch auf den Lippen lag. Wie damals sah er mit seiner schlanken Figur, den grauen,

kurz rasierten Haaren und seiner schnittigen Brille auch diesmal ausgesprochen fit aus. Das Jackett, das er über seiner Jeans und einem Hemd trug, bei dem die oberen zwei Knöpfe geöffnet waren, unterstrich sein sportlich-legeres Flair. Ein Mann, der Dynamik versprühte wie ein Leichtathlet beim Hürdenlauf.

»Ist Ihnen gelungen«, sagte Decker. »Meine Sekretärin war so genervt, dass sie mich angefleht hat, Ihnen doch bitte endlich einen Termin zu geben.« Er griff nach der Bewerbungsmappe, die vor ihm auf dem Schreibtisch lag, und blätterte in ihr herum. »Nach dem Abitur Zivildienst. Dann Politik- und Soziologie-Studium hier in Kassel. Master-Abschluss mit Auszeichnung. Während des Studiums ein paar Artikel für die Uni-Zeitung.« Decker legte die Mappe zurück auf den Schreibtisch, lehnte sich nach hinten und faltete wieder die Hände hinter seinem Kopf. »Ich könnte mir allerdings vorstellen, dass ihre Beiträge nicht so gut angekommen sind. Wer schreibt, als würde er zwei Schritte links von Karl Marx stehen?«

»Nun, das ist doch unsere Aufgabe«, antwortete David. »Uns Journalisten, meine ich. Den Finger in die Wunde legen?«

Decker nickte und drehte sich zum Fenster. Eine Weile schaute er stumm nach draußen, während er mit seinem Bürostuhl wippte.

Natürlich wusste David, auf welche Artikel der Chefredakteur sich bezog. Damals hatte er einen üblen Verriss über die Uni und den Präsidenten geschrieben. Aber was konnte er dafür, dass dort schon seit Jahren tausende Studenten mehr zugelassen wurden, als es überhaupt Kapazitäten gab? Das Ergebnis dieser verfehlten Politik waren überfüllte Hörsäle, enge Teilnehmerbegrenzungen und sogar körperliche Auseinandersetzungen zwischen Studenten gewesen, die sich um Seminarplätze geprügelt hatten. Viele von Davids Kommilitonen, die damals auch für die Uni-Zeitung

geschrieben hatten, waren dagegen gewesen, den Artikel zu veröffentlichen. Sie hatten befürchtet, dass sie sich damit den wichtigsten Mann der Uni zum Feind machten.

Doch David interessierte das alles nicht. Dafür wollte er schließlich Journalist werden: Um die Wahrheit hinter den Dingen aufzudecken. Um über die Missstände in der Welt zu schreiben, wem auch immer er dabei auf den Schlips trat. Opportunisten, die sich wie Fähnchen im Wind drehten, gab es für sein Empfinden schon mehr als genug.

»Ist nicht gerade der beste Zeitpunkt, sich bei uns um 'nen Job zu bewerben«, sagte Decker, nachdem er eine Zeitlang geschwiegen hatte.

Als hätte er währenddessen nur seine Energien gesammelt, setzte er nun zu einem Monolog über den Status Quo seiner Zeitung an. Je länger David ihm dabei zuhörte, desto mehr fühlte er sich wie ein Schiffbrüchiger, der zu einem sinkenden Schiff hinschwamm.

»Die neuen Medien machen uns schwer zu schaffen. Allen voran das Internet. Die sozialen Medien, wie man sie so schön nennt, obwohl ich an ihnen nichts Soziales erkennen kann. Gucken Sie sich doch mal die anderen Tageszeitungen an: Die haben mit denselben Problemen zu kämpfen wie wir.« Decker zeichnete eine abstürzende Linie in die Luft. »Seit Jahren gehen die Verkaufszahlen zurück. Heutzutage nehmen doch nur noch Hinterwäldler echtes Papier in die Hand.« Während er weiter aus dem Fenster sah, schüttelte er kaum sichtbar den Kopf. »Keine Frage, Mumm in den Knochen haben Sie, Herr Wächter. Wahrscheinlich sogar mehr als jeder andere bei uns. Leider sind Sie aber auch eine große Wundertüte.«

Das hört sich aber gar nicht gut für mich an, dachte David. Um den Chefredakteur doch noch von sich zu überzeugen,

musste er sich also schleunigst etwas einfallen lassen. Sowohl seiner herausragenden Abschlussnote als auch seiner Liebeserklärung an den kritischen Journalismus war das jedenfalls nicht gelungen.

»Wissen Sie, mein Vater hat immer gesagt: Wenn es im Leben etwas gibt, das man kann, dann liegt es nur an einem selbst, was man daraus macht.«

Decker drehte sich zu ihm herum. Als habe er nach seinem Abgang auf die Printmedien plötzlich ein schwaches Licht am Ende eines Tunnels gesehen, fing er nun an, zögerlich zu nicken.

»Und wenn ich etwas kann, dann ist es Schreiben«, behauptete David weiter. »Geben Sie mir eine Chance, Herr Decker, und ich werde der beste Redakteur, den sie jemals eingestellt haben.«

Michael, Davids Vater, hatte das wirklich immer wieder zu ihm und seinen Geschwistern gesagt. Meistens beim Abendbrot, der einzigen Zeit, die ihnen als Familie unter der Woche geblieben war. Denn seit David denken konnte, plackerten sich seine Eltern ab wie die Irren, um über die Runden zu kommen. Doch egal wie lange sein Vater auch gearbeitet hatte, nie war er zu müde gewesen seine Kinder zu ermutigen, an sich zu glauben und etwas aus ihrem Leben zu machen.

»Weiser Mann, Ihr Vater«, sagte Decker. Sein Nicken war jetzt deutlich energischer geworden. »Okay, was soll's. Dann beweisen Sie mir mal, dass Sie nicht nur flotte Sprüche aufm Kasten haben.«

David strahlte über das ganze Gesicht. Er reichte dem Chefredakteur seine Hand über den Schreibtisch. »Sie werden es nicht bereuen.«

Decker winkte ab. »Sie kriegen vier Wochen. Morgen fangen Sie als Praktikant in der Lokalredaktion an. Kohle gibt's erst mal keine.« Mit kräftigem Druck schüttelte er Davids Hand und

fürhte ihn nach draußen auf den Flur. »Ach, und noch was: Sie kriegen ‘nen Mentor. Er wird Ihnen auf die Finger gucken und mir sagen, ob Sie was taugen. Ich denke, Sie sind wie füreinander geschaffen.«

Während sich auf seinem Gesicht nun ein hämisches Grinsen ausbreitete, tippte er sich mehrmals an der Stelle auf die Brust, an der auf Davids Parka ein Che-Guevara-Button steckte.

»Es gibt eine Menge Dinge, die Bolle gegen den Strich gehen. Vor allem fleischloses Essen, und...Na ja, das werden Sie ja bald selbst herausfinden.«

Klaus Borowski beugte sich zur Seite und sah an seinen Bildschirmen vorbei zur Tür. Während er den Neuen musterte, ließ er einen Kuli durch seine Finger wandern.

Dieser Spargeltarzan sah aus, als würde er beim nächsten Windstoß zusammenbrechen wie dieses Kunstwerk auf der documenta. Er war nur knapp einssiebzig groß und hatte dunkle Bombenleger-Haare, die in einem Dutt steckten. Dazu trug er ausgewaschene Jeans, ein schlichtes weißes T-Shirt, das über seine Schultern labberte, darüber einen olivfarbenen Parka und erkennbar in die Jahre gekommene Turnschuhe. Er machte den Eindruck, als würde ein Buch bei ihm stets Vorrang vor sportlichen Aktivitäten bekommen.

Als Borowskis Blick schließlich auf den Che-Guevara-Button fiel, warf er Dieter Naumann einen Blick zu, als wäre vor seinen Augen gerade ein Vulkan ausgebrochen.

»Ihr wollt mich verscheißern?«, fragte er.

Der Leiter der Kasseler Lokalredaktion schüttelte den Kopf und winkte den Schmalhans zu sich. »Der junge Mann hat sogar schon ein paar Artikel für die Uni-Zeitung geschrieben.«

Der Neue durchquerte das Büro, und Borowski beobachtete jeden seiner Schritte genau. Als er an seinem Schreibtisch angekommen war, stellte er sich mit vollem Namen vor. Da Borowski jedoch nur stumm die Arme verschränkte, zog er seine Hand nach ein paar Sekunden irritiert wieder zurück und vergrub sie in der Hosentasche. Naumann machte ein Gesicht, als hätte er in eine Zitrone gebissen, und wuschelte sich verlegen durch die Haare.

Borowski sah den Ressortleiter fragend an. »Wie lange soll ich klein Mao das Fläschchen geben?«

»Ach, Klaus, jetzt warte es doch erst mal —«

»Wie lange?«

Naumann ließ den Kopf hängen. »Fürs Erste einen Monat.«

Borowski wäre ihm am liebsten an die Gurgel gesprungen. »Sag mal, was raucht der da oben eigentlich?«

»Flachse meint, er soll an Thomas' Platz sitzen.«

»Pf, das wird ja immer besser!«

Er musterte den Neuen ein zweites Mal. Doch auch jetzt sah er immer noch wie ein flachbrüstiger Bücherhengst aus.

»Wenn du dich beschweren willst, geh bitte zum Flachse«, sagte Naumann. Dann nickte er in die Richtung des freien Bürostuhls am Tisch gegenüber und zwinkerte David zu. »Viel Spaß, euch beiden«, wünschte er und verdrückte sich an seinen Arbeitsplatz.

Daraufhin sah sich der Neue zunächst eine Zeitlang um. Nachdem er sich einen ersten Eindruck gemacht hatte, setzte er sich an den Schreibtisch, an dem er die nächsten Wochen arbeiten sollte.

Womit hatte Borowski das nur verdient? Diesen Möchtegern-Che-Guevara, der ihm wahrscheinlich mit seinem Mein Freund, der Baum-Gequatsche gehörig auf die Nerven gehen würde.

Dabei wollte er doch nur in Ruhe seine Arbeit machen.

Aber das sah dem Flachse mal wieder ähnlich. Dieser Schweinehund nutzte einfach jede Gelegenheit, ihm einen reinzuwürgen. Denn solange Borowski Praktikanten wie Furunkel am Hintern klebten, konnte er sich seine Pläne, als Redakteur endlich aufzusteigen, in die Haare schmieren. Wenigstens - und das war das einzig Positive - hatte Flachse ihm keinen Ausländer ans Bein gebunden. Eine Rote Socke war allerdings auch nicht viel besser.

»Woran schreiben Sie gerade?«, fragte der Neue nun. »Über den Flug-hafen? Oder die Schließung der Stadtteilbibliotheken?«

Als Borowski das Leuchten in den Augen seines Gegenübers sah, gab er ein tiefes Brummen von sich. Wahrscheinlich hatte er nur ein Gespräch in Gang bringen wollen. Doch während andere das sympathisch fanden, hatte Borowski für Smalltalk weniger übrig als Katholiken für die Homo-Ehe. Um sich abzureagieren, fing er an, lautstark auf seine Tastatur zu hämmern. Das war schon immer die beste Medizin gewesen.

»Jetzt spitz mal deine roten Ohren«, antwortete Borowski schließlich. »Wir sind hier nicht das Sprachrohr deines Fidel-Castro-Vereins. Revolución gibt's hier nicht, comprende?«

Der Neue verzog das Gesicht. Er wich zurück, als hätte einer der Klitschko-Brüder ihm eine volle Breitseite verpasst. Als er sich jedoch nur wenig später wieder nach vorn beugte, stand Naumann plötzlich am Nachbartisch auf und kreiste wild mit einem Arm über dem Kopf.

»Redaktionskonferenz, Leute! Alle in den Konferenzraum!«

Er spürte den Vibrationsalarm seines Handys und kramte es aus der Hosentasche. Normalerweise stellte er das Gerät aus, bevor er in eine Sitzung ging, oder ließ es lautlos klingeln, wenn er einen

Anruf bekam. Als er jedoch einen Blick auf das Display wagte und die Nummer erkannte, flüchtete er unter den irritierten Blicken der anderen nach draußen auf den Flur.

»Was willst du?«

Stille.

Dann ein leises Schluchzen. Die Stimme am anderen Ende zitterte.

»Ich...ich hab's gerade in der Zeitung gelesen.«

Er ließ einen Augenblick verstreichen, während er sich seine Worte zurechtlegte.

»Ich wollte nicht, dass es so weit kommt.«

»Hast du es getan?«

Von draußen konnte er Klatschen hören: Die Sitzung war beendet worden. Er würde also nicht mehr lange allein sein. Auf keinen Fall durfte jemand mitbekommen, mit wem er telefonierte.

»Ich will nichts mehr damit zu tun haben«, sagte sie. »Ich will raus, sofort!«

Nur mit Mühe konnte er seinen Zorn unterdrücken.

Dann schwingen plötzlich die Flügeltüren auf, und Männer in dunklen Anzügen strömten aus dem Sitzungsraum auf den Flur.

»Hör zu, ich komme später zu dir«, sagte er, »dann besprechen wir das. In der Zwischenzeit rate ich dir, nichts Unüberlegtes zu tun.« Er drehte sich zur Wand und hielt seine Hand vor das Mikrophon. »Und vergiss nicht: Du steckst da genauso tief drin wie wir alle!«

Der Konferenzraum war zweckmäßig eingerichtet. Er bot gerade genug Platz für einen Tisch mit Stühlen, einen Rollwagen, auf dem sich ein Röhrenfernseher aus der Steinzeit befand, und einen

Overheadprojektor, der mindestens seit ebendieser Steinzeit nicht mehr benutzt worden war. Die Wände waren kahl, und durch die wenigen Fenster drang nur spärliches Licht in den Raum.

Endlich bekam David nun zum ersten Mal alle Redakteure des Lokalteils zu Gesicht: Die Aufteilung - zwölf Männer und vier Frauen - wäre für jede Frauenrechtsgruppe ein gefundenes Fressen gewesen. Während zwei jüngere Redakteure offensichtlich gerade erst an der Dreißig kratzten, schätzte David die anderen auf zwischen fünfzig und sechzig Jahre.

Besonders war ihm Dieter Naumann aufgefallen. Zum einen, weil der Ressortleiter sogar noch kleiner war als er selbst, und zum anderen, weil die knallbunten Turnschuhe, die er trug, so gar nicht zu seinem karierten Hemd und der Cordhose passten. Sie ließen ihn wie einen dieser alternden Männer aussehen, die verzweifelt auf jung machten. Auch Naumanns asketische Erscheinung wusste David sich nicht zu erklären.

Doch bis auf diesen Stinkstiefel erschienen ihm alle ganz sympathisch. Borowski hingegen hatte ihn dafür schon bei ihrem ersten Aufeinandertreffen abgestoßen, und David beschlich das Gefühl, dass das auf Gegenseitigkeit beruhte. Das Holzfällerhemd, in das der Stinkstiefel seinen Bauch quetschte, hatte dabei etwas von einem Korsett: Als würde man versuchen, einen aufgeblasenen Luftballon abzubinden. Außerdem hatten ihm seine Haare bereits großflächig auf Wiedersehen gesagt, und so war ihm nichts anderes übriggeblieben, als die kümmerlichen Reste an den Seiten ebenfalls wegzurasieren. Seine rote Nase leuchtete wie ein Signalfeuer, und zusammen mit dem aufgedunsenen Gesicht komplettierte sie das Bild eines spießbürgerlichen Trinkers. Das Einzige, das ihm wenigstens einen Hauch Freundlichkeit verlieh, waren seine unterschiedlichen Augenfarben. Bis er diese vor

wenigen Minuten bei Borowski gesehen hatte, war David nicht bewusst gewesen, dass es so etwas tatsächlich gab.

Nachdem alle Platz genommen hatte, begrüßte Naumann seine Redakteure und begann die erste Konferenz des Tages mit der Blattschau der aktuellen Ausgabe. Im Großen und Ganzen war er zufrieden und bemängelte nur hier und da ein paar Kleinigkeiten.

Während die Redakteure nun den Lokalteil durchgingen, blätterte David aufmerksam mit. Auf Seite drei stieß er auf das Foto einer jungen Frau, das halbseitig eine ganze Spalte einnahm. Daneben ein Artikel mit der Überschrift: STUDENTIN TOT IN HOTEL GEFUNDEN. POLIZEI RATLOS.

David untersuchte das Foto genauer. Es zeigte das Gesicht einer Frau, die er auf Anfang zwanzig schätzte, und deren lange, hellblonde Haare locker über ihre Schultern wellten. Sie hatte einen breiten Mund und schmale Lippen, und dort, wo eigentlich ihre Augenbrauen sein sollten, zeichneten sich nur dünne schwarze Striche ab. Ihre eisblauen Augen erzählten die Geschichte einer ehrgeizigen, aber zugleich verbitterten jungen Frau.

Dann überflog David auch den dazugehörigen Artikel. Allerdings war es noch nicht viel, was man über den Tod von Olja Kozlova wusste. Den Leichnam der Studentin hatte man in der Nacht von Sonntag auf Montag blutüberströmt auf dem Bett eines Hotelzimmers gefunden. Laut dem Polizeisprecher sprachen die Hinweise dafür, dass Olja zunächst gewürgt und schließlich mit einem stumpfen Gegenstand brutal erschlagen worden war. Dennoch wusste man bisher weder, warum sie in dem Hotel gewesen war, noch mit wem. Der Nachtportier hatte ausgesagt, dass sie allein und ihm nichts von einer Begleitung bekannt gewesen sei. Der Täter war zwar auf einigen Überwachungskameras zu sehen, hatte sich aber mit einer Mütze ver mummt und blieb deshalb

unerkant. Die Ermittlungsbehörden tappten in dichtem Nebel.

Weil David sich so in den Artikel vertieft hatte, bemerkte er erst jetzt, dass die Redakteure inzwischen bereits die Ausgabe des nächsten Tages besprachen.

»Was ist mit der PK im Regierungspräsidium?«, fragte Naumann in Borowskis Richtung.

Monsieur Griesgram hatte bisher nur das Allernötigste gesagt. »Ich fahr da gleich hin«, zischte er durch die Zähne.

»Nimmste den Neuen mit?«

Mit einem Mal herrschte Totenstille. Alle Redakteure machten die drei Affen: nichts sehen, nichts hören, nichts sagen, und starrten auf einen Punkt an der Wand. Wahrscheinlich in der Hoffnung, dass der zu erwartende Sturm der Entrüstung an ihnen vorbeiziehen würde.

»Auf keinen Fall«, motzte Borowski weiter, »das ist ein paar Nummern zu groß für ihn.«

»Nun, da hab ich wohl auch noch ein Wörtchen mitzureden, oder?«, schaltete David sich ein.

Der Stinkstiefel warf Naumann einen Blick zu, der sogar die Sonne hätte gefrieren lassen. Wütend schleuderte er seinen Kuli gegen die Wand, sodass die anderen Redakteure erschrocken zusammenzuckten, und sprang von seinem Stuhl auf, als hätte ihm der Teufel höchstpersönlich mit seinem Dreizack in den Hintern gestochen.

»Nimm deinen Welpen an die Leine«, schimpfte er in die Richtung des Ressortleiters, während er aus dem Raum polterte, »sonst beiße ich ihn!«

Nachdem der Stinkstiefel sich die Autoschlüssel geschnappt hatte und aus dem Gebäude geschnauft war, kehrte David an seinen

Schreibtisch zurück.

Was fiel diesem Spießer eigentlich ein, so mit ihm zu reden? Er hatte schon viel erlebt, aber so etwas war ihm bisher noch nie untergekommen. Wenn die anderen Redakteure nicht den Mumm besaßen, ihm die Stirn zu bieten, bitte sehr, das war ihre Entscheidung. Aber David würde sich das nicht gefallen lassen. Während ihrer ersten Unterhaltung war er noch schockiert gewesen, weil er mit einer solchen Feindseligkeit nicht gerechnet hatte. Doch inzwischen hatte er sich davon erholt. Wenn Borowski ihn auf dieser Ebene herausforderte, musste er sich jedenfalls warm anziehen.

Nach der Redaktionskonferenz, die mit einem Paukenschlag zu Ende gegangen war, machte David sich zunächst mit allem vertraut. Bis auf wenige Besonderheiten sah das Redaktionsbüro aus, wie er sich ein solches immer vorgestellt hatte.

Es war ein großer Raum mit dreiecksförmigen Tischen, an denen sich die Redakteure schräg gegenüber saßen. Überall hörte man Unterhaltungen, Telefonate und Selbstgespräche, die sich zu einem Summen vermischten und wie ein Bienenschwarm klangen, der durch den Raum schwirrte. Wirklich überrascht hatte David nur der Flatscreen, der im Eingangsbereich hing. Auf ihm flimmerten die aktuellen Zugriffszahlen auf die Online-Nachrichten der HNA.

Dann setzte er sich an den Computer. Er drückte den Netzschalter und wartete, bis der PC hochgefahren war. Als Windows nach einem Passwort verlangte, schaute er auf jedem Fetzen Papier nach, der auf dem Schreibtisch herumflog. Wo die meisten Menschen wohl ihr Passwort versteckten?

David erinnerte sich an seinen Vater, der nach wie vor einen Zettel unter die Tastatur klebte. Und das, obwohl er ihm schon oft gesagt hatte, dass das so ziemlich das schlechteste Versteck

überhaupt war. Aber so waren Menschen, die ohne Computer aufwuchsen, nun mal. Konnte ja nicht jeder ein Digital Native sein.

David schmunzelte und hob die Tastatur hoch.

Bingo!

Oder auch nicht. Zwar klebte wie erhofft ein Notizzettel unter der Tastatur, aber...waren elf Ziffern nicht zu lang für ein Passwort?

David tippte sie mehrere Mal ein. Doch bei jedem Versuch blinkte nur immer wieder die gleiche Fehlermeldung auf.

Oder waren diese Zahlen etwa...? Er griff zum Telefon und wählte die Nummer an.

Es klingelte und klingelte. Nach einer halben Minute hatte immer noch niemand abgenommen. Dann, kurz bevor David wieder auflegen wollte, meldete sich plötzlich die Mailbox. Er wartete bis zum Piep.

Als er den Namen hörte, dauerte es nur wenige Sekunden, bis er verstand. Er warf den Hörer von sich, als würde dieser eine ansteckende Krankheit übertragen, und sprang so schnell auf, dass er mit seinem Stuhl nach hinten stürzte.

Was zum Teufel hatte das nur zu bedeuten?

Borowski trat aufs Gas und jagte den Passat mit siebzig Sachen den Weinberg hoch. An seinem Fenster rauschten die Neue Galerie, das CineStar-Kino und das Gebäude der Staatsanwaltschaft vorbei.

Viele Leute in der Stadt konnten die Entscheidung des Regierungspräsidiums schon seit Wochen nicht mehr erwarten. Auf der heutigen Pressekonferenz sollte nun endlich verkündet werden, ob die Genehmigung für den Kasseler Dax-Konzern

WerraSalz noch einmal verlängert werden würde. Da die für das Verfahren zuständigen Dezernate in Bad Hersfeld ansässig waren, hatte die Pressekonferenz zunächst dort stattfinden sollen. Wie Borowski jedoch am Vorabend von Naumann erfahren hatte, war sie aus bisher unbekanntem Gründen nach Kassel verlegt worden.

Im Steinweg angekommen, stellte Borowski den Wagen auf dem Besucherparkplatz ab und trabte den kurzen Weg zum Haupteingang des Regierungspräsidiums. Der Mann an der Pforte nuschelte gelangweilt in seinen Bart und erklärte ihm den Weg zum Überbau im ersten Stock. Obwohl Borowski schon oft in dem neunstöckigen Bürotempel ein und aus gegangen war, bekam er den Saal, in dem die Pressekonferenz stattfand, zum ersten Mal zu Gesicht.

Er war viel größer, als er erwartet hatte. Durch eine lange Fensterfront flutete Licht in den Saal, und von seinem dazugehörigen Balkon blickte man auf die Orangerie, deren in die Jahre gekommene Fassade schemenhaft durch die Bäume schimmerte. Im vorderen Teil standen mehrere Tische mit Mikrofonen sowie ein Rednerpult aus hellem Holz.

Da Borowski keine Namensschilder entdeckte, suchte er sich den nächstbesten freien Platz. Er erkannte einige Mitstreiter vom Radio und vom Fernsehen. Als sie ihn sahen, machten manche von ihnen ein Gesicht, als hätte ihr Zahnarzt mit einer Wurzelbehandlung gedroht. Borowski schmunzelte. Nicht nur bei seinen Kollegen in der Redaktion war er ein gefürchteter Mann.

Nach dem offiziellen Beginn der Sitzung, wagte sich zunächst der Pressesprecher ans Mikrofon. Helmut Krüger stellte sich vor und entschuldigte anschließend das Fehlen der beiden zuständigen Dezernatsleiter, die aus dienstlichen Gründen verhindert seien.

Dann kam der Regierungspräsident nach vorn. Dr. Gustav Rosenberg baute sich hinter dem Rednerpult auf, breitete seine Notizen aus und stützte sich auf die seitlichen Holzrahmen.

Borowski hätte ihn fast nicht wiedererkannt. Rosenbergs Haut, die jegliche Spannkraft verloren hatte, hing schlapp herunter wie die Ohren eines Bernhardiners. Unter seinen Augen zeichneten sich tiefschwarze Ringe ab. An seinem Jackett trug er eine Anstecknadel mit dem Hessischen Landeswappen, und seine Krawatte hatte er so eng gebunden, dass sie aussah wie eine hungri-ge Python, die ihn jeden Augenblick zu erdrosseln drohte.

Für Borowski war der Regierungspräsident kein Unbekannter. Das erste Mal waren sie sich begegnet, als Rosenberg vor einigen Jahren noch als Abgeordneter für die SPD im Landtag gesessen hatte. Seit seiner Zeit in Wiesbaden hatte der ehemals sportliche Mann jedoch ordentlich Gewicht zugelegt, sodass inzwischen ein ausgeprägtes Doppelkinn vor seinem Hals baumelte. Auch sein Vollbart, durch den er früher etwas ungepflegt gewirkt hatte, war seinem Wandel zum Opfer gefallen. Als einzige Reminiszenz waren seine auffällige Rundbrille aus Holz sowie seine Frisur erhalten geblieben: Wie damals trug Rosenberg seine Haare auch heute in einem streng zur Seite gegelten Scheitel. Eine Friese, so glatt wie ein frisch gefangener Aal.

»Wir haben zu dieser Pressekonferenz eingeladen, um Sie über die Verlängerung der Genehmigung für das Unternehmen WerraSalz zu informieren«, sagte Rosenberg. »Das Regierungspräsi-dium hat entschieden, die Versenkung der Kalilauge für weitere vier Jahre zu gestatten. Gleichzeitig fordern wir WerraSalz auf, die Menge bis zum Ablauf dieser Genehmigung auf achtzehn Mil-lionen Kubikmeter zu begrenzen.«

Was dieses Thema anging, war Borowski absolut kein Ex-perte. Normalerweise wäre die Pressekonferenz daher vielmehr

ein Job für seinen Kollegen Thomas gewesen, der sich tief in die Materie eingelesen hatte. Trotzdem war ihm die Tragweite dessen, was der Regierungspräsident soeben verkündet hatte, einigermaßen klar.

Das Unternehmen war der weltweit drittgrößte Produzent von Kalisalzen. Diese wurden vor allem zu Spezial- und Massendüngemittel verarbeitet und spielten daher für die Agrarwirtschaft eine wichtige Rolle. Borowski hatte erstaunt durch die Zähne gepfiffen, als er erfuhr, dass das Unternehmen zuletzt vier Milliarden Euro Jahresumsatz gemacht hatte. Weltweit arbeiteten aktuell fünfzehntausend Mitarbeiter für WerraSalz, davon zehntausend in Deutschland und allein viertausend in der Region.

Bei einem Bier hatte Thomas ihm erklärt, was es mit dieser Versenkung auf sich hatte. Ganz genau verstand Borowski es jedoch bis heute nicht. Er wusste nur, dass beim Abbau der Kalisalze feste und flüssige Abfälle entstanden. Um beide zu entsorgen, haldete das Unternehmen die festen Abfälle auf und versenkte die flüssigen, die Kalilauge, in irgendwelche Gesteinsschichten.

»Des Weiteren fordern wir WerraSalz auf, eine alternative, tragfähige Lösung zu erarbeiten«, setzte Rosenberg seine Rede fort. »Die Unternehmensführung wird daher angehalten, eine nachhaltige Entsorgungsmöglichkeit zu entwickeln.«

Jetzt eröffnete Helmut Krüger die Fragerunde. In der Reihenfolge ihrer Meldungen übergab er den Journalisten das Wort.

Ein Redakteur vom Hessischen Rundfunk fragte, was es denn mit dem Maßnahmenpaket auf sich habe, das WerraSalz für die nächsten Jahre angekündigt hatte, und ob das schon ein Teil der geforderten Lösung sei.

»Das ist nur bedingt der Fall«, antwortete Krüger. Er rückte seine Krawatte zurecht, als würde sie ihm die Luft abschnüren.

»Es handelt sich hierbei um ein Bündel von Maßnahmen für das Verbundwerk Werra, die zu einer Reduzierung der Salzabwassermenge führen sollen. Zum Beispiel durch den Neubau einer ESTA- und die Errichtung einer Eindampfanlage, aber auch mithilfe von anderen Erweiterungen an verschiedenen Standorten.«

Dann meldete sich eine junge Frau zu Wort, die sich als Redakteurin der Werra-Rundschau vorstellte. »Von was für einer Reduktion sprechen wir? Wie groß wird die ausfallen?«

Krüger schaute zu Rosenberg, der sich immer noch auf das Pult stützte. Der Pressesprecher sah jetzt aus wie ein Fußballspieler, der seinen Trainer anflehte, endlich ausgewechselt zu werden.

»Wir gehen davon aus, dass die genannten Mengen bis zum Ablauf der Genehmigung eingehalten werden«, antwortete der Regierungspräsident. »Trotzdem fordern wir das Unternehmen auf, für die Zeit danach eine andere Entsorgungsmöglichkeit zu entwickeln.«

Das klang selbst für Borowski nach einem auswendig gelernten Spruch.

»Wenn ich vorhin richtig verstanden habe«, hakte die junge Redakteurin nach, »dann sprechen wir hier von achtzehn Millionen Kubikmetern Salzlauge?« Die beiden Männer warfen ihr einen skeptischen Blick zu. »Ich weiß ja nicht, wie es Ihnen geht, meine Herren, aber für mich klingt das nach einer Menge Holz.«

»Sie können ganz beruhigt sein«, beschwichtigte Rosenberg, wobei seine Stimme alles andere als beruhigend klang. »Wir wissen, was wir tun.«

Damit war die Konferenz beendet. Während nun einige ihre Mikrofone zückten, um einen O-Ton vom Regierungspräsidenten oder wenigstens vom Pressesprecher einzufangen, kramte Borowski sein Handy aus der Tasche. Als er auf das Display sah, verzog er irritiert das Gesicht. Er hatte eine SMS von einer

unbekannten Nummer erhalten.

Bitte kommen Sie nach der Konferenz sofort in die Redaktion! Sie werden nicht glauben, was ich gefunden habe. David Wächter.

Borowski fluchte so laut, dass alle im Raum sich zu ihm herumdrehten.

Dieser verdammte Revoluzzer, dachte er.

Der Stinkstiefel kam wie ein Räumungskommando in die Redaktion gestürmt. Auf der Stelle wollte er wissen, wer es gewagt hatte, ohne seine Erlaubnis seine Handynummer herauszugeben. Dabei warf er seinen Kollegen einen Blick zu, als hätte er sie am liebsten auf der Stelle ausgepeitscht.

Noch bevor Borowski zurückgekommen war, hatte David überlegt, ob er ihm überhaupt von dem Zettel erzählen sollte. Schließlich hatte er keinen blassen Schimmer, was das alles zu bedeuten hatte. Würde der Stinkstiefel dieses Rätsel aufklären können? David war zum Schreibtisch eines jungen Redakteurs namens Jonas gegangen und hatte ihn um Borowskis Nummer gebeten. Da das Handy jedoch ausgeschaltet war, hatte er seinem Mentor nur eine SMS geschrieben.

Jetzt, eine Stunde später, preschte Borowski wie ein tollwütiger Hund auf seinen Schreibtisch zu. Als David ihn erkannte, sprang er auf, ging ihm entgegen und wedelte triumphierend mit dem Zettel. Er verriet ihm, wem die Telefonnummer gehörte, und plötzlich wich der Zorn in den Augen seines Mentors einem großen Fragezeichen.

»Woher willst du wissen, dass es wirklich ihre Nummer ist?«

»Von der Mailbox. Da hat sie ihren Namen draufgesprochen.«

Borowski riss ihm den Zettel aus der Hand. Setzte sich an seinen Schreibtisch und starrte auf den Fetzen Papier, als würde

er von ihm eine Antwort erwarten. Die Erleichterung, dass das Auge des Hurrikans noch einmal an ihnen vorübergezogen war, stand den anderen Redakteuren unübersehbar ins Gesicht geschrieben.

David beobachtete seinen Mentor aufmerksam. Seinem ratlosen Blick zufolge, stellte sich ihm dieselbe Frage, die auch David im Kopf herumschwirrte: Warum hatte unter der Tastatur von Borowskis Kollegen die Handynummer von Olja Kozlova, der toten Studentin aus dem Hotel, geklebt?

»Ich weiß nicht«, setzte David an, »ob Sie Ihren Kollegen hier nur in Schutz nehmen wollen, oder —«

»Jetzt mal langsam, Mao«, fuhr Borowski ihm ins Wort. »Thomas hat sich lediglich für ein paar Tage beurlauben lassen, das ist alles.«

»Keine schlechte Entscheidung, wenn man sich die Schlagzeilen anguckt.«

Der Stinkstiefel nahm einen Kuli vom Tisch und ließ ihn durch seine Finger wandern. »Den Zettel muss jemand da hin geklebt haben.«

»Ach so. Alles nur eine große Verschwörung?«

»Haste 'ne bessere Idee, Prinzessin?«

David setzte sich nun ebenfalls wieder an seinen Schreibtisch und sah seinem Mentor in die Augen. »Haben Sie schon mal darüber nachgedacht, dass Ihr Kollege vielleicht etwas mit dem Mord zu tun haben könnte?«

Bei dieser Frage fiel Borowski der Kuli aus der Hand. Heißer Atem schoss aus seiner Nase und verbrannte die dünne Luft zwischen ihnen in Sekundenschnelle.

»Weißt du eigentlich, was du da sagst?«

»Es gibt nur einen Weg, das herauszufinden: Wir müssen ihn fragen.«

»Wir?«

»Na, Sie und ich.«

»Die Mao-Bibel hat dir wohl völlig das Hirn verbrannt!«

Borowski tippte sich mehrmals hintereinander an die Stirn. Er beugte sich zur Seite und sah zu der großen Wanduhr über der Eingangstür. Es war kurz vor halb zwölf.

»Sag dem Haxe, er soll dir was zu tun geben. Bis zur Nachmittagskonferenz bin ich wieder da.«

»Wem?«

»Naumann.«

»Wieso dann Haxe?«

Doch Borowski antwortete nicht. Stattdessen erhob er sich wortlos von seinem Bürostuhl und ließ den Zettel mit der Telefonnummer in seiner Hosentasche verschwinden.

»Du bleibst solange hier und hältst die Füße still, kapisch?«

»Ich könnte doch zur Adresse der Toten fahren? Versuchen, noch mehr über sie in Erfahrung zu bringen?«

»Rede ich Suaheli? Solange wir nicht wissen, was das alles zu bedeuten hat, bleibst du hier!«

Mit schnellen Schritten jagte der Stinkstiefel zum Ausgang und zog so kräftig an der Tür, als ob er sie aus den Angeln reißen wollte.

Während er über den Parkplatz trottete, kam Borowski sich seltsam vor. Er war doch erst vor ein paar Minuten ausgestiegen, und jetzt saß er schon wieder im Auto?

Bevor er den Motor anließ, schaute er ein letztes Mal auf sein Handy. Er hatte schon wieder eine SMS bekommen. Diesmal jedoch von *ibr*.

Hast du Zeit vorbeizukommen?

Er lächelte und drückte auf Löschen. So, wie er es immer mit ihren Nachrichten tat. Demnach würde er also doch erst später zu Thomas fahren.

Während er anschließend das HNA-Gelände verließ und in die Frankfurter Straße bog, erinnerte er sich an den Anruf seines Kollegen, der sich vor ein paar Tagen in der Redaktion gemeldet hatte. Er wolle einfach nur mal ausspannen, hatte Thomas gesagt. Dass er allerdings noch nicht wusste, ob er zum nächsten Heimspiel des KSV kommen würde, war für Borowski schon damals ein eindeutiges Zeichen gewesen, dass etwas nicht stimmte. Denn wie er besaß auch sein Kollege eine alles andere als günstige Dauerkarte, und wenn man Thomas mal an einem Sonntag nicht im Auestadion begegnete, war er entweder tot, oder es war spielfrei.

Zu sagen, dass sie Freunde waren, wäre übertrieben gewesen. Aber durch ihre zweiwöchentlichen Treffen auf der Haupttribüne, den einen oder anderen Grillabend mit ihren Familien, und die Tatsache, dass sie mittlerweile seit über zehn Jahren zusammenarbeiteten, hatten sie einander doch ziemlich gut kennengelernt. Thomas war immer der Einzige in der Redaktion gewesen, den Borowski nicht für einen unfähigen Tastenprügler gehalten hatte.

Natürlich hätte sein Kollege es problemlos verheimlichen können, wenn er wirklich etwas mit Olja Kozlova zu schaffen gehabt hatte. Vorstellen konnte Borowski es sich trotzdem nicht. Doch in einem Punkt musste er diesem linken Spinner Recht geben: Zu einem merkwürdigen Zeitpunkt kam diese Auszeit allemal.

Zum Glück waren die Ampelgötter ihm an diesem Vormittag wohlgesonnen, und so ließ Borowski das DEZ und die Frankfurter Straße schnell hinter sich. Nach dem Hotel Gude bog er in die Wartekuppe ab.

Als hätte er somit die Grenze zu einer anderen Welt überfahren, reihte sich nun ein gutbürgerliches Wohnhaus an das nächste. Gebäude, die einander glichen wie Zwillinge: Cremeweiße Anstriche, gepflegte Vorgärten und Garagen, vor der teure Familienkutschen parkten.

Nach ein paar hundert Metern, vorbei am Friedhof, bog Borowski in den Ernteweg und stellte den Passat an der rechten Straßenseite ab. Während er ausstieg, sah er sich in alle Richtungen um.

Über einen schmalen Fußweg betrat er das Grundstück des Mehrfamilienhauses. Doch selbst nach mehrmaligem Klingeln tat sich nichts.

Dann, als Borowski schon wieder zu seinem Auto zurückgehen wollte, knisterte es plötzlich in der Gegensprechanlage.

Endlich meldete sich die Frauenstimme, auf die er sich so gefreut hatte.

Irgendetwas musste er einfach tun. Wer war dieser Stinkstiefel, dass er glaubte, ihm Befehle erteilen zu können?

David wollte mehr über Olja Kozlova erfahren. Nach erfolglosen Versuchen auf der Internetseite des Telefonbuchs sowie beim Einwohnermeldeamt, probierte er sein Glück beim Studienservice der Uni Kassel. Mit jedem schmeichelnden Wort, mit dem er die Telefonistin umgarnte, schmolz ihre anfängliche Ablehnung schneller dahin als eine Kugel Eis in der Sonne. Die Adresse dürfe sie ihm nicht verraten, sagte sie, aber wenn er zum Studentenwohnheim in der Kohlenstraße führe, würde ihm dort bestimmt jemand weiterhelfen.

Nachdem David aufgelegt hatte, schoss ihm plötzlich eine Erinnerung in den Kopf: Hatte einer seiner Kommilitonen, der

damals auf dem Campus am Holländischen Platz gewohnt hatte, nicht etwas von einem Wohnheimbetreuer erzählt? Er brauchte nur wenige Klicks auf der Homepage des Studentenwerks, um die Handynummer des Tutors für das Wohnheim in der Kohlenstraße herauszufinden. Ein kurzer Anruf genügte, und schon hatte er einen Besichtigungstermin. David packte einen Block, einen Kuli sowie die aktuelle HNA mit Oljas Foto ein und fuhr mit dem Fahrstuhl nach unten ins Foyer.

Vor der Tür wurde er von einem wolkenlosen Himmel empfangen. Mit seiner verspiegelten Pilotenbrille rüstete er sich gegen die Sonne und bog in die Frankfurter Straße. Am Kinderkrankenhaus Park Schönfeld vorbei, ging er Richtung Auestadion, stieg dort in den Bus und fuhr nach Wehlheiden. An der Haltestelle Pettenkofferstraße stieg er aus und überquerte die Straße.

Nun türmte sich ein neun Stockwerke hoher, dunkelgrauer Plattenbau vor ihm auf. Am Hauseingang wartete bereits ein schlaksiger Typ mit lockigen Haaren auf ihn, der eine Collegejacke, eine Basecap und dazu Converse-Chucks trug. Das musste Tim Frantzen, der Wohnheimtutor, sein. David streckte ihm eine Hand entgegen.

»Willkommen in der Black Box«, sagte Frantzen, der mit amerikanischem Akzent sprach. Lässig ließ er seinen Schlüsselbund um einen Finger kreisen.

Er selbst wohnte erst seit kurzem hier im Wohnheim, wie er erzählte. Vor vier Monaten war er für ein Praktikum nach Deutschland gekommen und wollte auch nur noch bis zum Herbst bleiben. Geboren und aufgewachsen war er jedoch in Texas. Deutsch hatte er bei seiner Mutter gelernt. Es war die klassische Story: Sie hatte in Frankfurt einen Amerikaner kennengelernt und war nach der Hochzeit mit ihm in die Staaten gezogen.

Durch das Treppenhaus brachte Frantzen sie in den zweiten

Stock. Der Flur, auf dem sich die Zimmer, Duschen und Toiletten befanden, war etwa vierzig Meter lang und hatte einen fleckigen PVC-Boden. Die nackten Wände erinnerten David mehr an ein Krankenhaus, und die einzigen Anzeichen, dass hier tatsächlich jemand lebte, waren vollbepackte Wäscheständer vor den Zimmertüren. Zum Abschluss zeigte Frantzen ihm die Gemeinschaftsküche.

»It's okay here«, sagte er. »Ein bisschen unpersönlich vielleicht. Dafür super cheap!«

Während er sprach, überlegte David, welchen Köder er dem Tutor wohl hinwerfen könnte. Ob er Olja überhaupt gekannt hatte?

»Ist ruhig hier, oder?«, fragte er.

Frantzen nickte. »Meistens ist...wie sagt man? Tote Hose. Nur ab und zu mal 'ne Party in der Küche.«

David grinste. »Und was ist mit Frauen?«

Völlig unerwartet nahm der Tutor seine Basecap vom Kopf und drehte sie verlegen hin und her. Mit einem Mal fing sein eingemeißeltes Grinsen an zu bröckeln.

»Wir sind alle noch ziemlich schockiert, weißt du? Wegen dem, was passiert ist.«

David beugte sich nach vorn. »Was ist denn...passiert?«

Frantzen seufzte, während er seine Kappe von allen Seiten begutachtete. Immer wieder wusch er sich mit einer Hand durchs Gesicht. »Das Mädchen...aus 403...«, stotterte er, »sie...sie ist...ermordet worden.«

Treffer!, dachte David.

Trotzdem gab er sich große Mühe überrascht auszusehen, und ließ dafür demonstrativ seinen Mund offenstehen. »Ermordet?«, wiederholte er. »Das ist ja krass!«

Frantzen nickte zaghaft. Als David sah, dass dem Tutor nun

eine Träne an der Wange herunterlief, die er mit dem Handrücken wegwischte, drängte sich ihm auf einmal eine Vermutung auf: Hatten Olja und Frantzen sich etwa besser gekannt? Hatten sie womöglich etwas am Laufen gehabt? Waren sie vielleicht sogar ein Paar gewesen?

Als David gerade zu seiner nächsten Frage ansetzte, stand Frantzen unverhofft auf.

»Ich hab 'ne presentation morgen«, entschuldigte er sich. »Wenn du dich noch weiter umgucken willst: Feel free.«

Er wandte sich ab und ließ David allein in der Küche zurück.

Nachdem Borowski sich vergewissert hatte, dass er von niemanden gesehen worden war, setzte er sich beruhigt in seinen Passat. Er nutzte die Parkplätze am Ende der Sackgasse zum Wenden und machte sich auf den Weg durch die Stadt.

Vorbei am Regierungspräsidium und der Kreuzung am Altmarkt, folgte er der Ihringshäuser Straße, die ihn am Ufer der Fulda entlang bis zur Universität führte. Hinter dem Campus bog er schließlich in die Holländische Straße.

Borowski verabscheute diese Straße. Immer, wenn er hier entlangfuhr, wollte er sie so schnell wie möglich hinter sich lassen. Denn mit ihrer Mischung aus Second-Hand-Shops, kleinen türkischen Supermärkten und heruntergekommenen Backsteinhäusern, war sie für ihn der Inbegriff des Niedergangs seiner Stadt.

Wo war denn der Aufschwung, von dem die Politiker faselten? Hier jedenfalls nicht. Hier gab es nur Arbeitslose, Studenten und Ausländer. Das war keine Straße, sondern eine Zündschnur! Für Borowski war es nur eine Frage der Zeit, bis die Multi-Kulti-Bombe hochgehen würde.

In Vellmar angekommen, bog er in die Adalbert-Stifter-Straße